

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 60 (1989)
Heft: 4

Artikel: Wislikofer-Januar-Woche des VSA : nachdenken über die Gegensätze des Lebens
Autor: Hofstetter, Irene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdenken über die Gegensätze des Lebens

«Soweit ich's sehe, ist die Januar-Woche des VSA die einzige Veranstaltung dieser Art in der Schweiz. Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Einsiedler Forum im Sommer. Es ist nicht ganz selbstverständlich, dass sich jedes Jahr Heimleute und 'zugewandte Orte' finden, die bereit sind, eine Ferienwoche dem Unterfangen zu 'opfern', über die Gegensätze und die Widersprüche des Lebens nachzudenken. Aus der Betrachtung geschichtlicher Lebensgestalten kann – muss nicht – sich eine Orientierungshilfe ergeben in einer Zeit, als deren Hauptmerkmal das Desorientiertsein der Leute erkannt worden ist.»

So schrieb Dr. Heinz Bollinger in seinen letzten März-Notizen im vergangenen Jahr. Die Erwartung, seinen auf Klarheit bedachten Fragen und Kommentaren auch diesmal wieder zuhören zu können, hat sich nicht erfüllt. Er ist seinen «Weg nach innen» unerwartet rasch zu Ende gegangen. Sein ernsthaftes und ehrliches Trachten nach mehr Menschlichkeit bleibt aber gerade in Wislikofen spürbar und gegenwärtig. Auch seine oben zitierten Worte zur Wislikofer Woche behalten ihre Gültigkeit, solange der Geist der Januar-Woche lebendig ist. Dafür bietet die Persönlichkeit der Tagungs-Gestalterin und -Leiterin, Dr. Imelda Abbt, Gewähr.

Das Leitwort der 11. Wislikofer Seminar-Woche im Januar 1989 hieß «**Hüter des Menschseins in dieser Zeit**». Wegen der grossen Zahl von Anmeldungen mussten einige Teilnehmer leider ausserhalb des Tagungsortes, der gastlichen Probstei Wislikofen, Bildungszentrum der röm.-kath. Landeskirche Aargau, untergebracht werden.

Gemeinschaft spüren, sich selber ein Stück näherkommen

Draussen hängt Nebel über den nahen Hügelkuppen und den kahl stehenden Bäumen. Felder und Wiesen liegen brach, die Natur ruht. Innehalten, losgelöst vom täglichen Aufgabenbereich Massnahmen an anderem, wie ein Teilnehmer sagte, wollen auch die im Saal der Probstei Zusammengekommenen, und schon die in der Vorstellungsrunde geäusserten Gedanken und Erwartungen zeigen Verbindendes: Mit Menschen zusammensein, behütet werden, neue Perspektiven für die Arbeit finden, geistige Nahrung holen, sich selber be-hüten lernen . . .

Das Datum der VSA-Seminarwoche in Wislikofen für das nächste Jahr:

15.–19. Januar 1990

Es ist schon zur Tradition geworden, jeden Tag mit einer kurzen Besinnung zu beginnen und zu beenden. Dass sich immer wieder spontan Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer finden, die solche beglückende Meditationen vorbereiten und durchführen, hat wohl auch damit zu tun, das in jedem Geben ein Empfangen ist. Zum Gefühl des Geborgenseins im Wislikofer-Kreis tragen auch die gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten bei, die Gespräche tagsüber und abends im heimeligen Keller beim Jassen,

Singen oder bei einem Schwumm im nahen Zurzach. So lässt sich Zuversicht horten für die Rückkehr in den Alltag. Und zuhause im stillen Kämmerlein lassen sich die Weisheiten, die einem besonders anührten, nochmals überdenken oder anhand der erhaltenen Anregungen und Hinweise vertiefen.

Das Grenzenlose und die Begrenztheit erleben

Bei der Suche nach dem «*Ursprünglichen*» im Menschen, das es zu hüten gilt, sprach Imelda Abbt vom Leben und Denken des Tiefenpsychologen *Carl Gustav Jung*, der sein Menschsein rastlos und unermüdlich zu verwirklichen suchte. Von all dem, was in neuen Bewegungen auf uns zukommt, ist vieles auch schon bei Jung, dem Entdecker des Unbewussten, vorhanden. Doch ist die Bereitschaft, neben der sichtbaren Welt auch das Unsichtbare, das Hintergründige, zu akzeptieren, grösser geworden? Jungs Interesse galt dem Inneren, und deshalb ist sein Beitrag, so Imelda Abbt, von grosser Bedeutung für die heutige Zeit. Er sah sich selbst nicht als Wissender oder als Weiser, er wollte keine Lehre und keine allgemeinen Theorien verbreiten. Dass er um die Vorgänge des Hintergrundes wusste und dass er, wie er es nannte, den «*Strom des Lebens wahrnahm*», erklärt er in seinem Altersrückblick damit, dass bei ihm die «*Zwischenwände*» durchsichtig seien. «*Das ist meine Eigentümlichkeit. Bei andern sind sie oft so dicht, dass sie nichts dahinter sehen und darum meinen, es sei auch gar nichts da.*» In der Fülle der Bilder, die in Träumen und Imaginationen von Kind an in ihm aufstiegen, fühlte er sich sehr einsam. Die Geheimnisse, die er ahnte und nicht alle orten konnte, bedrängten ihn. Jung wurde lange nicht ernst genommen in der Wissenschaft, berichtete Imelda Abbt. Man wollte die andere Realität nicht wahrhaben, konnte seine Visionen nicht nachvollziehen. Er aber, so sieht er es selber, musste weitereilen. Er hatte oft keine Geduld mit den Menschen und doch brauchte er sie. «*Ich bin ein Bündel von Gegensätzen.*» Das Aushalten dieser Spannung gehört zum Weg der Selbstfindung, der Individuation. (Siehe auch «*Vom Sinn der Biographie*», Imelda Abbt, Fachblatt XII/88.)

Sich selber für das zu erkennen, was man von Natur aus ist – und nicht, was man sein möchte – und auf das Unendliche bezogen sein, das ist wohl das zentrale Anliegen von Jung. Wenn der Mensch spürt, dass er in diesem Leben schon an das Grenzenlose angeschlossen ist, ändert sich seine Wünsche und Einstellungen. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen «*Staat*» berührt immer auch die Beziehung zum andern, zur Gesellschaft, und sie weitet sich aus auf die Zukunft. Der Auftrag zur Selbstfindung ergeht an uns alle, und niemand kann uns das abnehmen. Die Verantwortung zum Menschsein liegt bei uns selber, aber wir müssen auch dem andern diese Möglichkeit zugestehen. Der Individuationsprozess oder die Selbstverwirklichung im Jungschen Sinne fängt mit dem Erkennen unserer dunklen Seiten – Jung spricht vom «*Schatten*» – an. Das Durchschauen und Bewusstmachen des Gegengeschlechtlichen – die «*Anima*» beim Mann, der «*Animus*» bei der Frau – ist ein weiterer Schritt auf diesem Reifungsweg. Die Krönung der Gesamtentfaltung und des Menschseins ist die Erfahrung des Numinosen, eines religiösen Seins – ein Geheimnis, an welchem nur «unvorsichtige Toren rütteln».



Zu Beginn der Woche: Eine gemeinsame Besinnung von Mutter und Sohn.

Die Selbstbesinnung des einzelnen, seine Rückkehr zum Grund des Seins und zum eigenen Wesen durch Individuation ist eine Notwendigkeit und Anfang zur Heilung der Blindheit, welche die gegenwärtige Stunde regiert. Sie dauert bis zum Lebensende und kann auch sehr schmerzlich sein. Jung macht die Erfahrung an sich selbst, und er schreibt darüber in seinen Alterserinnerungen:

«Indem ich mich einzigartig weiss in meiner persönlichen Kombination, das heisst letztlich begrenzt, habe ich die Möglichkeit, auch des Grenzenlosen bewusst zu werden. Aber nur dann. In einer Epoche, die ausschliesslich auf Erweiterung des Lebensraumes sowie Vermehrung des rationalen Wissens à tout prix gerichtet ist, ist es höchste Forderung, sich seiner Einzigartigkeit und Begrenzung bewusst zu sein.»

Liebe Bettine von Arnim,

Du hast es selbst vorausgesagt, dass erst die Menschen des nächsten Jahrhunderts sich umfassend mit Deinen Gedanken und Taten auseinandersetzen, sie durchführen würden, und wir Wislikofe Seminarbesucher versuchen nun, Dich und das, was Dich bewegte, zu verstehen. Wir haben es gut. Wir müssen uns fürs erste nicht in Bücher und Schriften vertiefen. Wir haben unsere Imelda Abbt, die mit Dir und Deiner Welt, mit Deinen Freunden und Zeitgenossen, vertraut ist und die das Wesentliche an uns weiter gibt.

Was war denn das für eine Zeit, in welche Du, *Elisabeth (Bettina) Catherina Brentano*, am 4. April 1785 in Frankfurt geboren wurdest? Die Epoche wird *Romantik* genannt, und schon damals stritt man sich darum, was dieser Begriff bedeute. Feststeht, dass nicht einfach nostalgisches Zurückdenken gemeint ist. Romantik ist ein Zeitgefühl, eine Stimmung. *Friedrich Schlegel* deutete es verschiedentlich als etwas Ganzheitliches, diesseits und jenseits Verbindendes, und Dein Bruder Clemens Brentano lässt in seinem Roman *«Godwi»* darüber diskutieren und sagen: *«Alles, was zwischen unserm Auge und einem entfernten zu Sehenden als Mittler steht, uns den entfernten Gegenstand nähert, ihm aber zugleich etwas von dem Seinigen mitgibt, ist romantisch.»* Das ist aber auch nicht so leicht zu verstehen. Der Philosoph und Theologe

Friedrich Ernst Schleiermacher, Dir und Karoline von Günderrode in Freundschaft verbunden, predigte ein innerliches, religiöses Gefühl und wehrte sich gegen alles nur rationale und zweckbeteckte Denken. Die Romantik mit ihrem starken Zugang zum Gefühl ist ja eine Antwort auf die Aufklärung, darf man nicht vergessen. Auch wir Heutigen suchen, wie Euer Novalis es sagte, *«überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge»*. Auch uns bleibt die Sehnsucht, das Unerfüllte im Leben. Wir wissen auch, dass das Leben der Anfang des Todes ist, aber unser Zugang zum Tod, unsre Perspektiven, sind andere.

Da muss ich nun – der Name Schleiermacher hat mich daran erinnert – etwas einfügen, weil es mit unserem Wislikofe Thema zu tun hat. Bei einem Gespräch über diesen Mann sagte die Günderrode zu Dir: «Und wenn er (Schleiermacher) auch nur das einzige Wort gesagt hätte: der Mensch solle alles Innerliche ans Tageslicht fördern, was ihm im Geist innewohne, damit er sich selber kennenlernen, so wär' Schleiermacher ewig göttlich und der erste grösste Geist».

«Deine Sprache röhrt uns ans Herz»

Dass Begeisterung fürs Leben, sich eins fühlen mit der Natur und das Verlangen nach Berührung mit der unendlichen Welt dem Geist der Romantik entspricht, das spürt man, wenn man sich in Deine Werke vertieft, liebe Bettina. Da ist fürs erste einmal Deine Sprache, sie ist so unmittelbar frisch und lebendig geblieben und röhrt uns ans Herz. Es fällt mir auch nichts Vergleichbares ein, sie ist so ureigenständig und unverwechselbar. Dein ungestümer Geist, Deine frei schweifende Fantasie und Dein unbeirrbarer Wille, Dir selber treu zu bleiben und auf Deine innere Stimme zu hören, beeindrucken uns zutiefst. Schon im vergangenen Jahr hatten wir Deine Stimme vernommen: *«Ich weiss, was ich bedarf! Ich bedarf, dass ich meine Freiheit behalte. Zu was? – dazu, dass ich das ausrichte und vollende, was eine innere Stimme mir aufgibt zu tun!»*

Du hattest gewissermassen drei Leben, erzählte uns Imelda Abbt. Die Zeit bis 1811, als Freundschaften für Dich wichtig waren, mit Karoline von Günderrode, mit Deinem geliebten Bruder Clemens, mit Goethe. Dann kam die Heirat mit Achim von Arnim,

«Erkenne Dich selbst»

Gestaltung und Spiel mit selbstgeformten Handpuppen

Seminar für ErzieherInnen, BetreuerInnen und alle Interessierten, 30./31. Mai 1989 im Diakonienhaus St. Stephanus, Nideland, 15./16. November 1989.

Leitung: Dr. Imelda Abbt; Maya Hässig

Die von uns gestalteten menschlichen, tierischen oder märchenhaften Gestalten verkörpern einen verinnerlichten, unbewussten Selbstanteil. Sie fordern uns auf, sie in die Hand zu nehmen. Im Spiel wird die Figur gewordene Kraft und Dynamik verdichtet und durchgearbeitet.

Beginn: Dienstag, 30. Mai 1989, 09.00 Uhr; Ende Mittwoch, 31. Mai 1989, 17.00 Uhr, resp. Mittwoch, 15. November 1989, 09.00 Uhr; Ende Donnerstag, 16. November 1989, 17.00 Uhr.

Aus dem Programm:

- Gestaltung und Ausarbeitung von eigenen Puppen (Maya Hässig)
- Begegnung und Auseinandersetzung mit diesen Puppen im Spiel
- Verarbeitung der Erfahrungen
- Reflexionen zum «Innen und Außen» des Menschen (Imelda Abbt)

Maya Hässig ist dipl. Bewegungstherapeutin sowie Ausdruckstherapeutin. Sie studiert am C. G. Jung-Institut analytische Psychologie, führt eine psychologische Praxis und hat daneben in ihrer Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen in verschiedenen psychiatrischen Kliniken praktische Erfahrungen gesammelt. Zudem arbeitete sie im therapeutisch-pädagogischen Bereich mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen (Gassenarbeit) sowie in der Aids-Hilfe.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt; die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt.

Kurskosten: Fr. 140.–
12 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen mit persönlicher Mitgliedschaft
9 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft
Unterkunft und Verpflegung im Nideland, Vollpension zirka Fr. 50.– pro Tag separat

Anmeldung: bis 20. Februar resp. 20. Oktober 1989 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Telefon 01 252 47 07 (nur vormittags)
Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Die Kursunterlagen und Rechnung erhalten Sie spätestens eine Woche vor Kursbeginn.

Anmeldung (Seminar für BetreuerInnen, Handpuppe 89)

Name, Vorname

Privat-Adresse, Telefon

PLZ, Ort

Name und Adresses des Heim

VSA-Mitgliedschaft des Heims

Persönliche Mitgliedschaft des Heims

Unterkunft erwünscht

Zutreffendes bitte ankreuzen

30./31. Mai 89

15./16. November 1989



Pausengespräche: Nicht nur zuhören, sondern selber weiterdiskutieren.

dem Freund Deines Bruders Clemens. Zwanzig Jahre Ehe, vorwiegend in Berlin, Geburt, Pflege und Erziehung von sieben Kindern. 1831 starb Dein Mann; *Wilhelm Grimm* – Du warst mit allen drei Brüdern Grimm bekannt – wurde zum Nachlassverwalter bestimmt. Du hast Deine Kinder strikte nach Deinen Grundsätzen und Regeln erzogen. Sie sollten ihre Anlagen und ihre Fantasie frei entwickeln können.

Wie war Deine Frankfurter Familie überrascht, um nicht zu sagen, entsetzt, als Du nach Achims Tod nicht nur eine erste Ausgabe seiner Werke herausgabst, sondern selbst schriftstellerisch tätig wurdest. Mit Deinen Briefromanen hast Du eine literarische Form gefunden, in welche Du Deine eigene Person, Dein Leben und Deine Dir wichtigen Freundschaften einbringen konntest, auch wenn die einzelnen Briefe in der erinnernden Verarbeitung nicht die originalen sind und nicht alles Wirklichkeit ist, was darin erzählt wird. Nach «*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*» erschien 1840 Dein ursprünglichstes Werk, «*Die Günderrode*», das Du den Berliner Studenten gewidmet hast, die der verbotenen Burschenschaften wegen stark unter Druck standen.

Den Mut zu haben und Dein eigenes Selbst anzunehmen, zu entwickeln und auch danach zu handeln, mit andern Worten, in wahrer Sinne Menschsein üben, das war Deine Stärke. Dass Dein Tun oft gegen die Regeln Deines Standes verstieß, kümmerte Dich nicht. «*Niemand kannte mich*», schreibst Du, «*aber ich war mir meiner deutlich bewusst*.» Aus dem gleichen Urgrund heraus wurdest Du auch politisch aktiv. Mit Deinem utopischen Roman mit dem Titel, der zugleich Widmung ist, «*Dies Buch gehört dem König*», wolltest Du Friedrich Wilhelm IV. zu einem Volkskönigtum animieren. Das geplante «*Armenbuch*» hätte auf soziale Mißstände aufmerksam machen sollen. 1852 erschien als letztes Werk der zweite Band der Königsbücher, «*Gespräche mit Dämonen*». Im gleichen Jahr begannen die Brüder Grimm mit der Herausgabe des «*Deutschen Wörterbuchs*».

Noch viel wäre erzählenswert aus Deinem Leben, das am 20. Januar 1859 zu Ende ging. *Sie hatte Humor, weil sie Distanz hatte*, sagte Freund Schleiermacher in seinem Nachruf.

Liebe Bettine, wir werden versuchen, Dich in Deinen Büchern wiederzufinden.

Auch in der Kunst geht es ums Bewahren des Ureigentlichen

Das diesjährige Thema habe ihn beinahe «ins Schleudern» gebracht, meinte der Luzerner Maler Rainer Kunz, der jeweils Mitte der Woche nach Wislikofen kommt. Dann sei er auf das Wort «das Ureigentliche» gestossen, und das war ihm vertraut und selbstverständlich: Kunst, gemeint ist ernst zu nehmende Kunst, macht nichts anderes als das. Kunst hat auch mit Verantwortung zu tun und damit ist eine weitere Verbindung mit dem Thema «Hüter des Menschseins» gegeben. «Kunst ist für Menschen geschaffen», sagte Rainer Kunz, und der Künstler hat eine Verantwortung gegenüber den Mitmenschen. Kunst kann die Welt zwar nicht verändern, aber als Teil unserer Kultur ist sie von Bedeutung.

Was ist Kunst? Wenn einer glaubt, darauf eine einschlägige Antwort geben zu können, dann ist ihm mit Vorsicht zu begegnen», meinte Rainer Kunz. Wie immer bestrebt, nach gründlichem Einkreisen des Themas, aus der Fülle seines Wissens und seiner Erfahrung das Wesentliche für die Seminarteilnehmer auszuwählen, fand er einen Text, der als Antwort auf die Frage, was Kunst sei, gelten kann. Unter dem Titel «Werte und Maßstäbe in der modernen Kunst» hat der Basler Museumsmann, Kunsthistoriker und Pädagoge, Georg Schmidt, derart fundiert und präzis zur Sache gesprochen, dass Rainer Kunz den Zuhörern keines seiner Worte vorenthalten wollte (aus Georg Schmidts «Umgang mit Kunst»). Daraus nur soviel, wobei anzumerken ist, dass dies 1959 gesagt wurde: «Die Kunst jeder Zeit ist nur aus sich selber heraus bewertbar . . . Von einem Apfelbaum darf man keine Zwetschgen verlangen. Der modernen Kunst gegenüber tut man das aber ständig, indem man in ihr Werte sucht (und vermisst!), die nicht die ihren sind.» Denn, so heisst es an anderer Stelle, Kunst antwortet auf die geistigen Probleme ihrer Zeit: «In naher Zukunft schon scheint das Schicksal des Geistigen wie des Menschlichen davon abzuhängen, ob wir imstande sein werden, technisch Mögliches nicht zu tun, sofern es geistige und menschliche Werte bedroht. Nur dann können Kunst und Technik, die heute einander so tief Entfremdeten, einmal wieder ins Einvernehmen gelangen.»

Dieses Jahr hatte Rainer Kunz zwei positiv denkende Künstlerpersönlichkeiten ausgewählt, die er in Filmportraits, mit Reproduktionen und im Gespräch den Kursteilnehmern näherbringen wollte: Juan Miró und Marc Chagall. Zwei grundverschiedene Temperamente, die sich beide eine besondere Art von Naivität in ursprünglichem, kindlichen Sinne bewahrt haben.

Juan Miró – er setzte die Welt seiner Träume in Kunst um

1893 in Barcelona geboren, tief verwurzelt in der katalanischen Landschaft und in Palma, wo seine Mutter herstammte, lebte er in den zwanziger und dreissiger Jahren in Paris, ab 1956 auf Palma de Mallorca im Atelier, das ihm sein Freund, der Architekt Josep Lluis Sert gebaut hatte. Ein Atelier wie ein Garten, in welchem statt Blumen Bilder wuchsen, wie Rainer Kunz voll Bewunderung sagte. Am Weihnachtstag 1983 ist Juan Miró gestorben.

«Wir Katalanen glauben, dass man die Füsse fest auf der Erde haben muss, um sich in die Lüfte schwingen zu können. Die Tatsache, dass ich manchmal wieder zur Erde heruntersteige, erlaubt mir, mich um so höher wieder aufzuschwingen.» Miró spricht auch oft von seinen Tagträumen, während der Arbeit. Und wenn man die mit spöttisch-zärtlicher Genauigkeit gemalten Wesen und Zeichen, die frei und leicht über die Farbflächen schweben, ansieht, begreift man, dass diese Bilder aus tiefem, innerem Erleben auftauchen. Eindrücklich waren die Passagen des Films von Robin Lough (Dumont, 1986), in welchen der Künstler über sein Schaffen spricht und man ihm dabei in sein ausdrucksvolles Gesicht oder auf seine arbeitenden Hände – er trug die Farbe oft mit den Fingern auf – schauen konnte. Die Freiheit des fliegenden Vogels muss ihn fasziniert haben, das Motiv ist immer wieder gegenwärtig, wenn auch nicht immer augenfällig. Von seinem ganzheitlich verstandenen Menschsein her setzte sich Miró auch mit Macht und Unterdrückung, mit Politik, auseinander. Schon früh erschienen in seinen Bildern Figurationen des Bösen in den Jahren des Bürgerkrieges in Spanien und während des Zweiten Weltkrieges. Mit seinen fantastischen und monströsen Figuren, Kostümen und Bühnenbildern für das berühmte katalanische Theaterensemble «La Claca» gab er seiner Opposition gegen Franco Ausdruck.

Marc Chagall – der fröhlichste Jude in der Kunst

So nannte Rainer Kunz den 1887 im russischen Witebsk geborenen, 1985 in Saint-Paul-de-Vence in Frankreich gestorbenen Maler, den man nicht näher vorstellen muss. Der gezeigte Film (Kim Evans, Dumont) basierte weitgehend auf Chagalls Autobiographie «*Mein Leben*» und versuchte mit dokumentarischen Einblendungen einen Bezug zu aktuellem Geschehen, vor allem vor und während der Kriegsjahre, herzustellen.

«Meine Bilder sind keine Literatur. Sie sind gemalte Ordnungen von inneren Bildern, die mich besitzen», sagte Chagall, und ein andermal: «Auf meinen Bildern ist kein Zentimeter frei von Sehnsucht nach meiner Heimat». Damit ist schon viel ausgesagt über diesen gegenständlichen Maler, der seine eigene Wirklichkeit dichterisch verwandelt und in heiterer Erzählfreude auf die Leinwand bannt. Wo bei Miró von Träumen als Urgrund die Rede ist, sind es bei Chagall alte Legenden, wie sie auch in den Geschichten der ostjüdischen Chassidim verborgen sind. Eine herausragende Altersleistung stellen die Glasfenster dar. Die fünf Fenster im Chor des Fraumünsters in Zürich – «Jesus», «Jakob», «Das Himmliche Jerusalem», «Die Propheten», «Das Gesetz» – seien als Beispiel genannt; sie wurden im September 1970 eingeweiht.

Um die Wahrheit ringen

Zum Abschluss des Tages kam Rainer Kunz nochmals auf den komplexen Begriff von *Qualität in der Kunst* zurück. Wiederum tat er es mit der Rede eines Mannes, dem die berufliche Beschäftigung mit Kunst Lust und Freude ist: Werner Schmalenbach, Direktor des 1986 eröffneten Düsseldorfer Museums der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, die er seit 1962 aufbaut und betreut. Schmalenbach sagt es ganz klar und deutlich: objektive Kriterien für die Beurteilung von Kunst gibt es nicht und kann es nicht geben. Und doch will Kunst bewertet werden, und weil Urteilen zum Menschen gehört, tun wir das ständig, auch wenn wir uns nicht laut darüber äussern. Woran messen wir Kunst? «Wir messen Kunst an Kunst. Auch dann, wenn wir im konkreten Fall keinen Vergleich anstellen, vergleichen wir sozusagen mit allem, was wir je gesehen haben.»



Der «Maler» am Schlussabend: Fröhliche Kunst in den Gesichtern.

(Bilder ih.)

Man muss sich mit Kunst auseinandersetzen, sagte auch Rainer Kunz, genau wie mit Musik, Mathematik oder andern Bereichen, wenn man ein wenig Sicherheit bekommen will. Nichts kann das Brauchen der eigenen Augen ersetzen, und es braucht Geduld auf dem Weg zur Kunst. Es ist auch nicht alles Qualität, was einem gefällt, Kunst kann auch sperrig und widerborstig sein. Wer Zugang zu Kunst sucht, soll regelmässig Ausstellungen besuchen oder Museen und dort über längere Zeit immer wieder seine Lieblingsbilder anschauen, in diesen «herumspazieren», bis er sich darin wohl fühlt und sie ihm vertraut sind. Auch der Künstler setzt sich ständig intensiv mit der Qualität seines Schaffens auseinander. In der lebhaften Diskussion über die mitgebrachten Bilder von Rainer Kunz kam dies deutlich zur Sprache. Auch vom Schauen war nochmals die Rede, als Rainer Kunz erzählte, wie er an einem Sommerferientag Stunde um Stunde am Fluss sass, in die Landschaft hinausschaute und die Veränderungen in der Natur beobachtete. Einen Maler als Menschen zu kennen, zu sehen, wie er lebt und handelt, kann den Zugang zu seinen Bildern ebenfalls öffnen.

Die Notwendigkeit der geistigen Auseinandersetzung und das Wissen um das Risiko gehören zu unserem Leben, oder wie Schmalenbach es formulierte: «Es ist menschenwichtig, um die Wahrheit zu ringen, auch dann, wenn man weiß, dass man nie in ihren Besitz gelangt.»

Karl Jaspers – «Such' Dein Bild innerhalb des Ganzen»

Der aus Norddeutschland stammende Karl Jaspers kam über den Weg der Medizin und der Psychiatrie zur Philosophie, hatte dieses Ziel jedoch von Anbeginn vor Augen. Schon als Kind wurde bei ihm eine unheilbare Krankheit festgestellt, die nach Ansicht der Ärzte einen frühen Tod bringen würde. Doch Jaspers teilte

mit eiserner Disziplin seine Kräfte ein, hielt sich an die auferlegte Lebensordnung, die ihn zwar oft einsam, aber nie verbittert machte. Er starb im Alter von 86 Jahren, im Februar 1969, in Basel, wo er seit 1948 mit seiner Frau Gertrud gelebt hatte.

Karl Jaspers ist ein Existenz-Denker, und Imelda Abbt unternahm es zuerst, diesen Begriff zu erläutern. Es gab schon immer Denker, die dem Reflektieren das Leben und Fühlen, die Praxis, voranstellten. Das Wort existieren hat seit Sören Kierkegaard (1812-1855) eine neue Bedeutung angenommen. Der dänische Philosoph und Theologe protestierte mit seinem Denken gegen die Verabsolutierung des Wissens: Der Mensch ist nicht nur Vernunftwesen und Teil eines Systems. Der Mensch muss selber entscheiden, sagt er in seiner Schrift «*Entweder – Oder*», ihm wurde von Gott die «*verantwortliche Freiheit*» geschenkt. Im deutschen Sprachraum war es Friedrich Nietzsche, der auf seiner leidenschaftlichen Suche nach Wahrheit an den einzelnen appellierte, die verbindlichen Werte des Bürgertums, der Wissenschaft und des Christentums zu verneinen und sich eine neue Wertskala zu schaffen, um zum wahren Menschsein zu gelangen. In unserer heutigen, nach-existentiellen Phase haben wir diese Wertverneinung und auch die Macht als Grundanlage, sagte Imelda Abbt. Von Martin Heidegger, für den das menschliche Dasein ein «*Sein-zum-Tode*» ist, stammt das Wort «*Hüter des Menschseins*»: Es ist das, was wir nicht in den Griff bekommen, was wir hüten und weitergeben müssen.

Karl Jaspers hat das Existenzdenken populär gemacht, so dass man anfing, es zu verstehen. Er wollte erhellen, was Existenz heißt. «Jeder muss in seiner Besonderheit sich bewähren, aber niemand braucht zu verzichten auf das umgreifende Bewusstsein». Wenn wir uns aufschliessen für die Weite des Umgreifenden, kommen wir dem Menschsein näher. Die Not ist oft so gross, weil wir so lange nicht zu uns finden. Der Mensch ist grundsätzlich mehr, als er von sich wissen kann. Und es ist eine Urweisheit, dass man sich darüber klar werden muss, was man weiß, wie man weiß und was man nicht weiß. Wenn heute von Verwahrlosung gesprochen wird, so hat das damit zu tun, dass die Zugänge zum Geistigen zu eng geworden sind, sagte Imelda Abbt. Bei all den neuen Bewegungen, die heute im Raum stehen, muss man zuerst feststellen, was man davon wissen kann und was nicht. Mit andern Worten, der Mensch soll denken lernen, wie und in welchen Grenzen etwas gelten kann oder nicht.

In seiner «*Philosophischen Autobiographie*» (Fischer 803) blickt Karl Jaspers als alter Mann auf seine geistige Entwicklung und er stellt fest, dass «die Grundverfassung der Jugend sich im Laufe des Lebens geklärt, im Stoff des Weltwissens bereichert, aber dass es niemals Wandlungen der Überzeugung gegeben hat». Er lebte aus dem Erbe des Elternhauses: der Vater habe ihn im Geiste der Vernunft, der Verlässlichkeit und der Treue erzogen, und Imelda Abbt fügte bei: Wenn der Mensch im umfassenden Glauben lebt, trägt das durch das ganze Leben.

Grenzsituationen

Ein zentraler Gedanke Jaspers war: «*Das Wesen des Menschen wird sich erst bewusst in den Grenzsituationen.*» Grenzsituationen sind solche, die der Mensch nicht wählen oder ausschliessen kann. Die Grenzen der menschlichen Möglichkeiten zu erkennen und sie nicht zu verschleiern, führt weiter auf dem Weg zum Menschsein. Die Frage der Kommunikation zwischen Mensch und Mensch im Sinne eines umfassenden Sichverständens beschäftigte Jaspers sein Leben lang in hohem Mass. Er nennt eine solche Gemeinschaft zwischen zwei Existzenzen, wo die Freiheit, aber auch der Widerstand des andern Voraussetzung sind, den «*liebenden Kampf*». Kommunikation in diesem Geiste fand zwischen ihm und seiner Frau Gertrud – sie war Jüdin – statt. Das ge-

meinsame philosophische Leben war «der einzige Punkt, dem wir vertrauen.» Gleichzeitig war diese Ehe aber auch eine unerschöpfliche Quelle von Mut, Kraft und Heiterkeit. Während der schlimmen Jahre des Nationalsozialismus wäre er verkümmert ohne die gemeinsame, geistige Auseinandersetzung und Arbeit.

Für Jaspers hatte der Ort Universität eine besondere Bedeutung, und wenn seine Anschauungen und Ansprüche mit der Realität übereinstimmen und sie auch allgemein für Schulen gelten würden, wäre das eine grosse Hoffnung, betonte Imelda Abbt. Denn an einer Universität zu arbeiten, hiess für ihn, den Sinn für das Wahre in der Wissenschaft zu erwerben, frei jeder Dogmatik, in aller Gedankenfreiheit.

Und nochmals Karl Jaspers selbst:

«*Der einzelne muss wissen, wo er steht. Sein eigenes Wesen und der Gang der Dinge hängt davon ab, dass er es belangreich findet, was er, auch in seinen winzigsten Entscheidungen, tut.*»

Der Mensch trägt die Verantwortung, aber er ist nicht allein

Am letzten Seminartag, der immer auch ein bewusstes Auskosten der in Wislikon gefundenen Verbundenheit in der Gemeinschaft ist, bringt Pfarrer Hansruedi Pfister aus Erlinsbach das Thema der Woche jeweils mit der biblischen Tradition in Verbindung und versucht, eine Brücke zu schlagen zum Leben und der Arbeit der Kursteilnehmer. Er wählte dafür drei Texte aus dem Neuen Testamente, die vom Jünger Simon Petrus erzählen.

Mt. 14, 22-33 «*Der Seewandel des Petrus*», war ihm Anlass zur Aufforderung, im Klienten oder Heiminsassen doch auch das Gute, Gesunde und Liebenswerte zu sehen und nicht in Verzweiflung zu versinken, weil das Ausmass von Verwahrlosung, Kriminalität oder der Abbau der Kräfte im Alter fast unerträglich scheint. Dem «*Petrusbekenntnis*» (Mt. 16, 13-20) stellte er die Botschaft von Martin Luther King, vom Zusammenleben von Schwarz und Weiss, gegenüber. «*Hüter des Menschseins* in der je eigenen Zeit können nur Männer und Frauen sein, die es wagen, der inneren Stimme auch eine äussere Stimme zu verschaffen; Menschen, die ihre Visionen, Hoffnungen, Ideen aussprechen, auch auf die Gefahr hin, lächerlich gemacht zu werden, blossgestellt und/oder als weltfremde Idealisten mit mangelnder Sachkompetenz abgetan zu werden», sagte Pfarrer Hansruedi Pfister, und mit der Lesung der «*Rückweisung des Petrus*» (Mt. 16, 21-23) erinnerte er eindringlich daran, dass wahres Menschsein immer auch das Leiden einschliesst.

«*Alles Urleid will Eingang in Deine begeisterte Freude*» hiess es in einer der Erzählungen der Chassidim, über deren Glaubensbewegung Imelda Abbt zuvor berichtet hatte. Begeisterung ist etwas vom grössten im Chassidismus und gehört ebenso zu seiner Grundlage, wie das Miteinander, die Gemeinschaft und die Freude. In diesem Sinne war der Chassidismus (Chassidim = die Frommen) eine Reform innerhalb des Judentums. Er wollte nicht nur gepredigte Lehre sein, sondern den Menschen lebendige Nähe vermitteln und die Vollendung im Jetzt angehen, nicht erst in der Zukunft. «*Gott ist da in meinem Haus.*» Martin Buber hat sich eingehend mit dem Chassidismus befasst und die Geschichten des Rabbi Baalschem Tow und andere aufgeschrieben.

«*Alles Leben gleicht der Reise eines Wandlers in der Nacht...*»

Mit dem Beresinalied ging die Wislikofer Januarwoche 1989 zu Ende, die Eindrücke werden bleiben.

Irene Hofstetter